

Wilhelm Erb †.

Es wäre eine reizvolle Aufgabe, einmal von weiten Horizonten her den vielleicht gesetzmäßigen Beziehungen nachzugehen, die in dem Entwicklungsgang einzelner Wissenschaften zwischen dem Auftreten der großen Förderer und der jeweiligen latenten allgemeinen Disposition zum Erklimmen einer neuen Stufe bestehen mögen. Macht der Mann die Epoche oder bringt die Epoche den ihr nötigen Mann hervor? Eines ist auch ohne nähere Prüfung sicher, daß wir immer dann ein fröhliches Aufsteigen in neue Ebenen der Erkenntnis beobachten, wenn eine geistige Forscherstruktur in ihrer Eigenart ganz besonders auf die schlummernden Fragestellungen ihrer Zeit abgestimmt ist. Angesichts der vielen Male, daß hohe intellektuelle und Willenswerte nutzlos verpufften, weil sie zu früh oder zu spät für ihre Zeit auftauchten, müssen wir die glücklichen Fälle, in denen es anders ging, mit besonderer Dankbarkeit buchen.

Das Auftreten Erbs bedeutete für die Neuropathologie einen solchen Fall. Als die Anatomie und Physiologie des Nervensystems so weit vorgeschritten war, daß sie eine tragfähige Grundlage abgeben konnten, trat der klinische Forscher auf, der vermöge der Besonderheit und Energie seiner wissenschaftlichen Begabung imstande war, im Kampfe zäher Methodik die stummen Sachverhalte zum Sprechen zu bringen.

Es war damals, als der junge Assistent und Dozent sich anschickte, die Hand an sein Lebenswerk zu legen, der Nervenheilkunde nicht zu helfen mit dem Aufbau spekulativ ersonnener geistreicher Theorien oder mit der Konzeption phantasiemäßig geschauter Zukunftsgebilde; zu diesen Dingen hatte Erb weder Neigung noch Talent; aber er brachte mit, was notwendig war: den scharfen Blick für das Tatsächliche und Wesentliche, einen von keiner Eigenliebe bestechbaren Wahrheitssinn, eine beinahe pedantische Beharrlichkeit der Untersuchung, ungeheuren Fleiß und einen Willen, der weder durch Widerstand noch durch Ermüdung gebrochen werden konnte. Die Zerlegung der von der Natur am Nervensystem angestellten Experimente, die als komplizierte, verworrene Krankheitsbilder in die Erscheinung traten, in ihre anatomischen und physiologischen Beziehungen war für seinen hartnäckigen Scharfsinn, der durch Schwierigkeiten nur gereizt wurde, die vorbestimmte Aufgabe. Der geistige Sonderfall, der in Erbs Persönlichkeit

gegeben war, zeigt dabei in lehrreicher Weise den Einfluß des moralischen Wesens eines Mannes auf die Forschung; Erb war keine im feuilletonistischen Sinne „glänzende“ Persönlichkeit; nichts Funkelndes oder Sprühendes war ihm zu eigen, wohl aber die treffsichere Wucht eines ehrlichen, tiefen, gescheiten Wollens; das Geniale lag bei ihm nicht auf seiten der Phantasie und der Intelligenz, sondern in seinem Charakter.

Sein Lebensgang ist in diesen Monaten oft genug in seinen Einzelheiten geschildert worden; es war die typische Bahn eines erfolgreichen Akademikers, die ihn nach den Ausbildungsjahren in Heidelberg, Erlangen, München und wieder Heidelberg über eine 3jährige Leipziger Episode der medizinischen Poliklinik hinweg an die Universität zurückführte, an der sein Pfälzer Herz hing; hier ging sein Höhenweg jahrzehntelang gleichmäßig dahin; hier senkte er sich schließlich; nach 42 Jahren der Lehrtätigkeit trat der 67jährige Vollrüstige offiziell in den Ruhestand, nachdem er sich schon vorher von einzelnen Verpflichtungen entlastet hatte, die ihm, wie z. B. das medizinische Staatsexamen, lästig und seinem reizbaren Temperamente ärgerlich waren.

Sein wissenschaftliches Lebenswerk hat sich noch in der Zeitspanne seines persönlichen Daseins voll auswirken können; insofern schließt mit seinem Tode auch ein besonderer Abschnitt der Geschichte der Nervenheilkunde. Schon vor Jahrzehnten waren zahlreiche, von ihm gefundene grundlegende Tatsachen so sehr sicherer Besitz und als Voraussetzung so selbstverständlich geworden, daß man schon nicht mehr in die Versuchung kam, nach dem Entdecker zu fragen. Es ist in diesem Zusammenhange mehr als anekdotisch, wenn ein Staatsexaminand, wie es kürzlich geschah, Erb als einen „großen Forscher aus dem 18. Jahrhundert“ bezeichnen konnte; so geschichtlich ist er schon geworden.

Die Psychiatrie, soweit sie in ihren Vertretern an den organischen Erkrankungen des Nervensystems interessiert ist, hat an allen seinen neurologischen Entdeckungen als sekundärer, nicht immer genügend dankbarer Nutznießer teilgenommen; sein temperamentvoller und erfolgreicher Kampf gegen die Gegner der syphilitischen Verursachung der Tabes förderte gleichsinnig unsere Auffassung der progressiven Paralyse, und alle von ihm geschaffenen Bereicherungen der neurologischen Diagnostik kamen unmittelbar oder mittelbar dem psychiatrischen Lehrgebäude zugute.

Er selbst ist dem psychologischen Teil der Psychiatrie innerlich nicht nähergetreten. Die dazu notwendige oder wünschenswerte Fähigkeit zur Einfühlung in krankhaft verändertes subjektives Sein war seiner knorrigen geistigen Gesundheit nicht gegeben; hysterische oder

depressive Zustände konnten von ihm gelegentlich mit einem Unterton beurteilt werden, der seinen strengen Anforderungen an die Pflicht zur Selbstzucht und zum Zusammennehmen entsprang. Die Psychiatrie als Fach blieb ihm lebenslänglich die mit einem leisen Dauermißtrauen betrachtete Nachbardiziplin, deren neurologische Grenzauffassungen von ihm grundsätzlich bekämpft wurden.

Es entspricht dem oben Gesagten, daß von einem solchen Manne starke persönliche Wirkungen ausgehen mußten: für den Novizen ein gewisser Schrecken, der sich erst legte, wenn er empfinden lernte, wieviel Güte hinter der gehaltenen Explosibilität verborgen lag, und wenn er den absoluten Gerechtigkeitswillen erkannte; für den Fortschreitenden ein energisch formender Einfluß auf sein wissenschaftliches Denken und sein ärztliches Verantwortungsgefühl; für die selbstständig werdenden Schüler und Fachgenossen eine Zuneigung und Liebe, die ihre Wurzeln nicht in der Anziehungskraft „liebenswürdiger“ Eigenschaften fand, sondern in der verehrungsvollen Achtung vor dem Charakter des Lehrers und Freundes.

Seine Lehrform konnte zunächst pedantisch erscheinen, später würdigte man besser den Segen dieser Schulung, die keine Konzessionen machte; Erb erkannte es als die erste Aufgabe des Lehrers, der junge klinische Semester zu unterrichten hat, ihnen das kategorische Muß der genauesten Untersuchung als Begleiter auf den ärztlichen Weg zu geben. Daß er dabei die Krankheitsbilder nicht in der Feinheit einer Radierung, sondern in Holzschnittmanier zur Anschauung brachte, war für den Anfänger eine große Erleichterung der Erkenntnis des Charakteristischen. Dem Imperativ der Treue im Untersuchen folgte er auch in seiner Privatsprechstunde, in der er nur so viel Kranke annahm, als er mit der ihm pflichtmäßigen Genauigkeit bewältigen konnte; er erzählte, noch in der Erinnerung mit flammender Entzündung, die Äußerung eines Kollegen in Wien, der ihm anlässlich von Berufungsverhandlungen nach dort bei Erörterung der Sprechstundenverhältnisse gesagt hatte: „Sie werden auch noch durch den Überzieher auskultieren lernen!“ Das wollte er nicht mehr lernen, und er hat es nicht gelernt.

Den ganzen Reiz seiner Persönlichkeit entfaltete er in der von ihm vor 45 Jahren mitbegründeten südwestdeutschen Wanderversammlung, die ihm wie ein Kind ans Herz gewachsen war; er pflegte mit Stolz darauf hinzuweisen, wie viele bedeutungsvolle Forschungsergebnisse in ihr zum ersten Male ans Licht getreten sind; für viele aus der heranwachsenden Generation neurologischer Forscher des geographischen Bezirkes der Versammlung und darüber hinaus war Erbs Anerkennung in Baden-Baden der Ritterschlag, den sie erstrebten.

Sein Ende war so friedlich, wie er es sich gewünscht hatte; er lebte nicht mehr gerne, obgleich der Achtzigjährige körperlich noch wohl imstande war; persönliches Leid war ihm mit dem tiefen Schmerz um Deutschlands Schande zu einer dauernden Trauerstimmung verschmolzen; sein gerader Sinn und sein Hunger nach Gerechtigkeit empfand die heuchlerische Lügenwelt, in die wir politisch eingesponnen sind, täglich aufs neue in ohnmächtigem Aufbäumen mit brennendem Gram.

Sein Bild wird weiterleben als das eines aufrechten, starken, männlichen Mannes aus Deutschlands großer Zeit.

A. Hoche.
